

„Ich warne vor Illusionen“

Harvard-Ökonom Roland Fryer spricht über das Risiko für Schwarze, von der Polizei erschossen zu werden, die tragischen Folgen interner Ermittlungen und seine eigenen schlechten Erfahrungen mit Polizisten.

Professor Fryer, sind Schwarze in Amerika einem höheren Risiko ausgesetzt, von der Polizei erschossen zu werden?

Die Daten, auf die sich alle beziehen, zeigen das nicht. Sie zeigen nur eine höhere Häufigkeit. Die Daten berücksichtigen die Umstände der Interaktionen zwischen Polizisten und Zivilpersonen nicht. Was haben Sie herausgefunden?

Ich wollte die Frage beantworten, ob Schwarze in identischen Situationen und bei gleicher Verhaltensweise von der Polizei mit mehr Feindseligkeit behandelt werden. Bei den nichttödlichen Formen der Gewaltanwendung durch die Polizei zeigen wir große Unterschiede. Schwarze werden häufiger gegen das Auto gedrückt, mit gezogener Waffe bedroht, geschlagen oder anderweitig schlecht behandelt. Allerdings, wenn es um den Einsatz tödlicher Gewalt geht, habe ich keine Unterschiede in der Behandlung der Rassen feststellen können.

Wie haben Sie das ermittelt?

Ich gebe ein Beispiel aus Daten des Polizeireviers von Houston. Polizisten haben gewöhnlich über ihrer rechten Hüfte ihre Pistole und über der linken Hüfte den Taser. Eine Forschungsfrage lautete: Wenn du schwarz bist, ziehen Polizisten eher die Pistole oder eher den Taser im Vergleich zu Konfrontationen mit Weißen? Wir haben keine Unterschiede feststellen können. Wir haben auch die Vorfälle nach Schwere des potentiellen Verbrechens kategorisiert und trotzdem keine Unterschiede gefunden, weder bei Personenüberprüfungen noch bei Fällen, in denen die Polizei zu Raubüberfällen oder Körperverletzungen gerufen wird.

Warum zeigen Polizisten bei nichtletalen Übergriffen Rassenvorurteile, nicht aber bei Erschießungen?

Ich habe nur eine fundierte Vermutung: Nichttödliche Übergriffe ziehen kaum Konsequenzen nach sich, Schusswaffengebrauch hat schwerwiegende Folgen. Die Beamten werden beurlaubt und Ermittlungen unterzogen. Zu mir haben Polizisten gesagt, die Waffe abzufeuern sei ein lebensveränderndes Ereignis. Keiner hat zu mir gesagt, einen Schwarzen zu verprügeln sei lebensverändernd. Der Ökonom in mir vermutet, dass Anreize eine zentrale Rolle spielen.

In dem Konflikt um die Frage, wie rassistisch die Polizei ist, spielt die sogenannte statistische Diskriminierung eine große Rolle. Worum geht es da?

Ich bin schwarz und knapp 1,90 Meter groß. Leute wechseln die Straßenseite, wenn ich nachts spazieren gehe. Das ist statistische Diskriminierung. Man nutzt leicht erkennbare Charakteristiken von Personen wie das Geschlecht oder die Rasse, um daraus Rückschlüsse auf ihr Verhalten zu ziehen.

Wenn Polizisten brutal gegen Schwarze vorgehen, wie viel davon geht auf statistische Diskriminierung zurück?

Nur ein Teil. Der gute alte Rassismus spielt ebenfalls eine Rolle. In einer Verkehrskontrolle hat der angehaltene Fahrer eine um 25 Prozent höhere Wahrscheinlichkeit, von der Polizei geschlagen zu werden, wenn er schwarz ist. Das gilt selbst dann, wenn sich der Fahrer komplett an die Anweisungen der Polizei hält.

Ist statistische Diskriminierung nicht zwangsläufig Teil guter Polizeiarbeit? Die Polizei schaut genauer auf Leute aus Gruppen, die sich statistisch als besonders kriminell gezeigt haben.

Ich möchte, dass meine Polizei achtsam ist und ihre Aufmerksamkeit ungewöhnlichen Verhaltensweisen widmet und nicht der Rasse. Nichtrassistische Formen der statistischen Diskriminierung sind vielleicht nötig. Wenn ein Mann im Hochsommer mit einem langen

Wintermantel durch die Straße geht, möchte ich schon, dass die Polizei reagiert. Ich möchte aber nicht, dass die Polizei aus Mangel an Informationen Menschen nur ins Visier nimmt wegen ihrer Rasse. Das machen faule Polizisten.

Sie haben für Ihre Forschung Polizisten in ihrem Dienst begleitet. Was haben Sie gelernt?

Persönlich kenne ich keine Polizisten, und wenn sie zu einer Party kommen, gehe ich lieber. Deshalb dachte ich, ich sollte sie besser begreifen. Was ich nicht erwartet hatte, ist das Ausmaß traumatischer Erlebnisse, mit denen Polizisten täglich konfrontiert werden. Als ich in Camden, New Jersey, eine Streife begleitet habe, starb wenige Meter von mir entfernt ein Mensch an einer Überdosis. Das war ein schlimmer Moment. Ich brauchte eine Pause. Die Polizisten sind direkt nach dem Vorfall wieder Streife gefahren. Ich habe den Polizeichef gefragt, ob er seinen Polizisten nicht eine Auszeit gönnen könnte. Er hat gesagt, wenn nach jeder Überdosis Pause gemacht würde, läge die Polizei lahm. Die Arbeit ist in einer Weise zermürend, die wir uns nicht vorstellen können.

Was ist der Unterschied zwischen guten und schlechten Polizisten?

Ganz vereinfacht gesagt, gibt es zwei Methoden der Polizeiarbeit. Eine ist die Über-Methode: Man fährt im Auto und hält nach Kriminellen Ausschau, und plötzlich sehen alle wie Verbrecher aus. Die zweite zeigt einen Polizisten, der durch sein Revier läuft und Kontakt zu den Leuten hat. Ich habe Polizisten gesehen, die mit den Leuten Basketball gespielt haben, bei Einkäufen geholfen haben und die auf den Schreienden auf dem Bürgersteig ruhig eingeredet haben, weil sie wussten: Von dem geht keine Gefahr aus.

Ausgerechnet jetzt nach dem Tod von George Floyd in Minneapolis präsentieren Sie Forschung zu berühmt gewordenen Fällen, bei denen Schwarze von Polizisten erschossen wurden. Was haben Sie herausgefunden?

Eine Maßnahme, um herauszufinden, ob Polizeireviere systematisch rassistisch sind, sind sogenannte „Pattern or Practice“-Ermittlungen. Diese Möglichkeit hat der Kongress dem Justizministerium gegeben, nach dem ersten viral gehenden Videomitschnitt überhaupt, der 1991 Polizisten zeigt, die in Los Angeles auf Rodney King einprügeln. Rund 50 solcher Ermittlungen gab es. Wir haben herausgefunden, dass nach solchen Verfahren die Zahl der Morde leicht zurückgeht und generell die Zahl der Verbrechen ungefähr gleich blieb. Doch es gab Ausreißer: Wir fanden, dass einige Polizeireviere einen dramatischen Anstieg in der Zahl der Verbrechen aufwiesen, nachdem interne Ermittlungen durchgeführt worden sind. Wir haben uns gefragt, was diesen frappierenden Unterschied erklärt. Die Antwort lautet: In all den Städten, in denen Erschießungen von Schwarzen viral gegangen sind und Unruhen ausgelöst haben, schnellte die Zahl der Morde nach oben.

Wir reden von den Fällen in Ferguson, Chicago oder Baltimore. Was änderte sich in den Brennpunktstädten?

Das ist schwer für mich. Ich bin ein schwarzer Mann, und die Tode von Michael Brown in Ferguson, Freddie Gray in Baltimore, Laquan McDonald in Chicago oder George Floyd in Minneapolis berühren mich zutiefst. Ich verstehe die Proteste. Doch was passierte, ist, dass die Polizei in den betreffenden Städten Teile ihrer Arbeit eingestellt hat. In Chicago gingen die Kontakte der Polizei mit Zivilisten sogar um 90 Prozent zurück.

Wie muss man sich das vorstellen? Die Polizisten sind einfach in ihren Autos sitzen geblieben?

Sie haben ihre klassische Polizeiarbeit eingestellt. Vielleicht, weil sie sauer auf die Regierung waren oder weil sie Angst hatten, Ärger zu bekommen. In St. Louis/Ferguson hatten die Polizisten nur noch halb so viele Interaktionen mit Zivilisten und in Baltimore so gut wie gar keine mehr. Können Sie sich vorstellen, was passiert, wenn die Polizei in einem Brennpunkt wie West-Baltimore keinen Einsatz zeigt? Die Zahl der Morde geht nach oben. Wir haben errechnet, dass in den betroffenen Städten wegen des veränderten Polizeieinsatzes 900 Menschen zusätzlich ums Leben gekommen sind. 80 Prozent waren Schwarze, das Durchschnittsalter betrug 28 und das jüngste Opfer war ein ein Monat altes Baby. Wir müssen etwas wegen des Vorfalls in Minneapolis tun. Ich will aber vor

Illusionen bewahren. Wir klopfen uns stolz auf die Brust, weil gegen die Polizei ermittelt wird, und am Ende leiden vor allem Schwarze.

Die Gewalt von Polizisten wird begünstigt durch ein System, das sie davor bewahrt, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Jetzt sagen Sie, interne Ermittlungen können zu mehr Morden führen. Das ist doch paradox.

Ja. Ich stimme zu, dass Polizisten zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Aber wir müssen dabei sehr achtsam sein, dass wir die guten Polizisten nicht von ihrer Arbeit abhalten.

Haben Ihre Eltern Ihnen erklärt, wie man sich gegenüber der Polizei verhalten muss, um nicht erschossen zu werden?

Bei mir waren es andere Bezugspersonen. Ich hatte kritische Interaktionen mit der Polizei. Ich bin als Zehntklässler angehalten worden, weil ich zur Beschreibung eines Räubers passte, der eine Shopping Mall überfallen hatte. Die Polizisten haben ihre Waffen gezogen. Es war einer der schrecklichsten Momente meines Lebens. Es war einer der Momente, in denen ich gespürt habe, wie mir die Würde geraubt wurde. Ich finde es verrückt, dass wir als Eltern solche Gespräche mit unseren Kindern führen müssen.

Polizisten in Amerika töten jedes Jahr rund 1000 Personen, in Deutschland zehn. Spielt das „Second Amendment“, das Grundrecht der Amerikaner, Waffen tragen zu dürfen, eine Rolle? Immerhin muss jeder Polizist damit rechnen, dass sein Gegenüber legal eine Waffe hat.

Ich glaube schon. Ich würde mich auf jeden Fall viel sicherer fühlen, wenn es weniger Waffen auf der Straße gäbe.

Das Gespräch führte Winand von Petersdorff.

Ökonom Roland Gerhard Fryer jr. (43) war der jüngste Schwarzamerikaner, der je eine Professur an der Harvard-Universität bekommen hat – für seine datengesättigten Arbeiten zur Bildungs- und Rassismusforschung. Er ist Fellow der MacArthur Foundation und Träger der prestigereichen John-Clark-Bates-Medaille. Seine Professur an der Harvard-Universität ruht bis Mitte nächsten Jahres. Interne Ermittlungen waren zum Schluss gekommen, er habe Mitarbeiterinnen unwillkommene sexuell gefärbte Avancen gemacht.